
Rezensionen

WOLFGANG E. HEINRICHS: Das Judenbild im Protestantismus des Deutschen Kaiserreichs. Ein Beitrag zur Mentalitätsgeschichte des deutschen Bürgertums in der Krise der Moderne, 2. erg. Aufl. Gießen: Brunnen 2004 (1. Aufl. Köln: Rheinland Verlag 2000), kart., 854 S.; ISBN 3-7655-9482-2, € 49,95.

Wenn eine Habilitationsschrift mit über 800 Seiten nach knapp einem Jahr vergriffen ist und nun in einer zweiten leicht überarbeiteten Auflage wieder vorliegt, so mag das ein erstes Zeichen für die Bedeutung dieses Buches sein. Der Untertitel dieser Arbeit deutet an, dass es sich nicht in erster Linie um eine theologische Arbeit handelt. Die Forschungsarbeit von Wolfgang Heinrichs, Pastor im Bund FeG und außerplanmäßiger Professor an der Bergischen Universität Wuppertal, fällt in den Bereich der Geschichte der Mentalitäten. Eine Mentalität ist für den Verfasser „eine kollektive Denk- und Verhaltensdisposition aufgrund einer bestimmten Mensch-Umwelt-Konstellation, [sie] umfaßt geistige Einstellungen und praktische Verhaltensäußerungen, deren Wert und Wahrheit nicht näher reflektiert werden“ (S. 3). In der vorliegenden Arbeit werden nun die Judenbilder im Bereich des Protestantismus während der Kaiserzeit daraufhin untersucht, welche nicht weiter reflektierten Haltungen darin zutage treten.

Die zeitliche und thematische Eingrenzung hat mehrere Gründe. Zum einen soll gezeigt werden, dass es im Bereich des Protestantismus kein einheitliches Bild vom Judentum gegeben hat, wie in manchen Publikationen immer wieder zu lesen ist. Zum anderen kann man die Zeit des Kaiserreiches als „Inkubationszeit des Holocausts“ (S. VII und 6) verstehen, d. h. das Bild vom Judentum von ca. 1871 bis 1914 kann uns wichtige Hinweise darauf geben, warum man später die Ausgrenzung, Verfolgung und schließlich die Vernichtung von Juden nicht nur hinnahm, sondern z. T. auch klar unterstützte (S. 7). Welches Bild man sich vom Judentum machte, erschließt sich dem Verfasser vor allem über die Zeitschriften aus dem protestantischen Bereich. Dabei werden nicht nur mehr als 80 (!) Periodika systematisch ausgewertet, sondern er zieht u. a. auch in reichem Maße Predigtsammlungen, ungedrucktes Material aus Archiven und Flugschriften heran. Weitere Schwerpunkte seiner Arbeit sind die Bereiche Judenmission und kirchliche Haus- und Heimzeitschriften.

In einem ersten großen Teil (S. 32-483) der Untersuchung werden die Quellen daraufhin untersucht, welches Bild man sich in den verschiedenen Bereichen des Protestantismus von den Juden machte. Dabei werden nicht nur die Hauptströmungen wie Luthertum, reformierte Kreise oder Union dargestellt,

es wird auch noch einmal zwischen konservativen und eher liberalen Kreisen unterschieden; der „Christlichen Welt“ wird sogar ein eigener Abschnitt gewidmet, ebenso wie den Vorstellungen in den Gemeinschaftskreisen.

Ein wichtiges Ergebnis lautet, dass es kein einheitliches Bild vom Judentum gegeben hat. Besonders die konservativen und liberalen Vorstellungen unterscheiden sich erheblich. So sehen die eher konservativen Kreise das Reformjudentum als Wegbereiter der Moderne und der Säkularisierung und somit als Zerstörer wichtiger Werte an (so u. a. S. 40.68f.). Das orthodoxe Judentum hingegen kann durchaus positiv gesehen werden, wenn dieses sich standhaft gegen Tendenzen der Moderne wendet. Auf den ersten Blick scheint es merkwürdig zu sein, dass dieses Bild (es gilt aber auch für andere) sehr ambivalent ist. Mal wird es gewürdigt, dass sich die konservativen Kreise den modernistischen Umwälzungen widersetzen, dann kann diese Beharrlichkeit aber auch als Halsstarrigkeit angeprangert werden, die ja angeblich den Juden seit ewigen Zeiten zu eigen ist. Die liberalen Kreise sehen hingegen in den Reformjuden eher diejenigen, die sich positiv der deutschen Kultur anpassen und nicht mehr an dem Alten festhalten.

Heinrichs hebt aber auch deutlich hervor, dass sich die verschiedenen Judenbilder im Laufe der Zeit erheblich verändert haben – und das ist eigentlich bei allen protestantischen Kreisen festzustellen. Gab es zu Anfang des Kaiserreiches viele positive Äußerungen zu Juden, so verändert sich diese Haltung im Laufe der Zeit zunehmend. Dieses gilt besonders in den Zeiten der Krisen, wo deutliche antisemitische Töne zu vernehmen sind. Diese Veränderung vollzog sich aber nicht linear, sondern eher in Wellenbewegungen; das kann Heinrichs besonders bei den konservativen Lutheranern nachweisen. Die Zeit der Moderne werde von vielen als eine Zeit der Herausforderungen und Krisen erlebt, und diese Krisenhaftigkeit schlage sich auch in den Judenbildern nieder.

Ein weiterer wichtiger Aspekt dieses ersten Teiles ist die Erkenntnis, dass eigentlich bei allen Kreisen klischeehafte Vorstellungen nachzuweisen sind – auch bei denen, die sich z. B. deutlich gegen antisemitische Tendenzen wehren und die Juden gegen Angriffe in Schutz nehmen. So ist bei den liberalen Theologen nachzuweisen, dass sie wie selbstverständlich davon ausgehen, dass der Protestantismus die „schlechtweg höherwertige religiöse Stufe“ (S. 371) sei, und dass das AT wenig zur Charakterbildung beitrage (S. 384). Bei den eher konservativen Christen taucht immer wieder die alte Vorstellung vom „ewigen Juden“ auf, der rast- und ruhelos umherziehe, oder es ist zu lesen, die Juden würden es nur auf das Geld absehen und andere betrügen.

Wichtig sind m. E. auch noch die Hinweise darauf, dass im Laufe der Zeit auf dem Hintergrund des aufkommenden Nationalismus sich die Meinung immer mehr herausbildet, die Juden seien ein Fremdkörper im deutschen Volk, der nicht zu integrieren sei. Gegen Ende des Kaiserreiches gibt es vermehrt Hinweise darauf, dass das Verständnis vom Judentum zunehmend von dem Aspekt des Rassegedankens geprägt wird. Ein Artikel des Militärgeistlichen Johannes Kübel in der „Christlichen Welt“ ist hier besonders aufschlussreich (S. 472 ff.).

Überhaupt fällt auf, mit welcher Selbstverständlichkeit die Juden in zunehmender Weise als gefährlich für das „deutsche Volk“ angesehen werden. Sie seien „entartet“, wirkten „zersetzend“ und behinderten durch ihre Staatenlosigkeit die anderen Völker in ihrer nationalen Entwicklung. Wenn dann noch (von *christlicher* Seite wohlgemerkt!) bereits 1891 behauptet wird, die Juden verhielten sich wie eine Schmarotzerpflanze (S. 573) oder wenn sie gar mit Seuchenerregern verglichen werden (S. 320f.), so stockt einem schon der Atem und man erahnt, wie viel an antisemitischer Stimmung in den christlichen Gemeinden bereits viele Jahre und Jahrzehnte vor dem Dritten Reich vorhanden war.

In einem weiteren Hauptpunkt beschreibt Heinrichs, dass sich bei der Judenmission in besonderer Weise die Zwiespältigkeit des Judenbildes zeige. Nach einer kurzen informativen Übersicht zur Judenmission kann er zeigen, dass sich nach einer sehr aufgeschlossenen Haltung den Juden gegenüber am Anfang des Kaiserreiches, am Anfang des 20. Jahrhunderts u. a. zwei völlig konträre Vorstellungen herausgebildet haben. Zum einen wird der Jude als völlig negativ geschildert. Er sei schon immer der Christushasser gewesen, immer nur auf das Materielle bedacht. Einem Juden könne man sich nur nähern „wie einem schwer Kranken mit Vorsicht und Umsicht und mit dem klaren Bewußtsein, daß wir es mit den Hassern und Verfolgern des Heilandes zu tun haben werden“ – so konnte man es in einer Zeitschrift für Judenmission nachlesen (S. 558ff.). In derselben Zeitschrift wurde aber auch ein weiterer Bericht einer Frau veröffentlicht, die die Juden geradezu in romantisierender Weise als Vorbild im Blick auf Opferwilligkeit, Demut und Sanftmut preist.

In einem letzten Hauptpunkt geht Heinrichs der Frage nach, welches Bild von Juden in kirchlichen Haus- und Heimzeitschriften vermittelt wurde. Hält man sich vor Augen, dass diese Periodika in Preußen mehrere Millionen Leser hatten (S. 596), so wird die Relevanz dieser Untersuchung deutlich. Als Ergebnis bleibt festzuhalten, dass uns hier kein anderes Bild als in den bisher untersuchten Zeitschriften begegnet. Allerdings wird dieses Bild auf eine andere Art und Weise vermittelt. So erscheint z. T. in Form von Erzählungen der Jude als einer, der wie die Schlange in Gen 3 dem Christen auflauert und ihn vom rechten Weg abbringen will (S. 613). Oft erscheint der Jude als Geldverleiher, der skrupellos unschuldige Deutsche in den Ruin treibt. Nur wer sich von ihm fernhält, ist vor der Bedrohung sicher. Außer als Bedrohung wird er immer wieder als eine bedauernswerte Kreatur dargestellt, mit der man eigentlich Mitleid empfinden muss. Doch es gibt daneben auch wieder die Vorstellung, dass der Jude ein leuchtendes Vorbild sein kann, dem nur der Glaube an Christus fehlt.

Es gibt kein einheitliches Judenbild im Protestantismus – das kann Heinrichs m. E. sehr deutlich nachweisen. Es gibt mehrere Bilder, die sich außerdem im Laufe der Zeit wieder gewandelt haben. Der mentalitätsgeschichtliche Ansatz dieser Arbeit lässt aber auch erkennen, dass hinter diesen Vorstellungen mehr steckt. Sie dienen auch als Verstehensschlüssel für die Umbrüche in der Moderne, von denen die Menschen herausgefordert werden. Gerade in Krisen

nimmt massive Kritik an den Juden zu und alte Klischees werden neu aktuell (S. 681), ganz so, als ob die eigene Verunsicherung auf eine andere Gruppe gelenkt wird. Es ist erstaunlich und erschreckend zugleich, wie sich diese Bilder über eine lange Zeit halten und sich als „äußerst resistent erweisen“ (S. 693). Wenn diese Schlussfolgerung so richtig ist, dann stellt sich unwillkürlich die Frage, was mit diesen „Mentalitäten“ nach 1945 passiert ist. Sie werden wohl nicht über Nacht verschwunden sein. Wie treten sie in der Nachkriegszeit in Erscheinung, wie äußern sie sich?

Das Buch von Wolfgang Heinrichs ist ein wichtiger Beitrag, auch für die Frage, warum es zur Verfolgung und Vernichtung der Juden (man könnte sicherlich auch die anderen verfolgten Gruppen miteinbeziehen) kam. Es wird deutlich, dass man neben der Weimarer Republik auch die Zeit des Kaiserreiches betrachten muss, um die Zeit des Dritten Reiches besser zu verstehen. Hervorzuheben ist, dass die Darstellung wohlthuend sachlich bleibt, auch wenn manche Aussagen aus unserer heutigen Sicht geradezu erschreckend sind. Es wird auch immer wieder darauf hingewiesen, dass es neben den antisemitischen Äußerungen auch Stimmen gab, die diese deutlich zurückgewiesen haben. Und manches (negative) Klischee über die Juden ist zugleich eingebettet in Worte der Zuneigung und der Liebe. Diese Art der Darstellung kann verhindern, vorschnell über die Menschen der damaligen Zeit zu urteilen.

Heinrichs' Arbeit regt aber auch zum weiteren Studium an und lenkt den Blick auf die eigene Geschichte, wie es denn „bei uns“ gewesen ist.

*Dozent Michael Schröder
Theologisches Seminar Ewersbach (BFeG)
Jahnstraße 49
35716 Dietzhöltal*

MARTIN THEILE: Offen und verbindlich. Anstöße für unseren Glauben aus dem Denken von Nikolaus Ludwig von Zinzendorf, Basel: Friedrich Reinhardt Verlag – Verlag der Comenius Buchhandlung 2000, kart., 86 S.; ISBN 3-7245-1116-7, € 11,50.

MARTIN THEILE, Mitglied der Kirchenleitung der Europäisch-Festländischen Brüder-Unität in Herrnhut und deren Vertreter in verschiedenen ökumenischen Gremien (z. B. der Bundes-ACK und im Präsidium der VEF), legt als versierter Theologe eine anregende Studie vor. Es handelt sich um eine leicht lesbare Einführung in die zentralen Themen Herrnhuter Theologie mit dem Rückgriff auf deren Gründer, NIKOLAUS LUDWIG VON ZINZENDORF. Drei Kapitel mit je fünf Abteilungen geben den Darlegungen eine klare Gliederung. Alle

15 Abschnitte beginnen mit einem themenbezogenen Liedvers des Grafen. Nach einer Einführung und knappen Hinweisen auf Zinzendorfs Lebenswelt, beginnt das Buch mit dem Kapitel über die Grundlage der Glaubensgestaltung.

Kapitel 1 ist überschrieben: *Mit Jesus leben*. Ganz brüderlich ist der Ausgangspunkt nicht das Gesetz, sondern *eine Liebesbeziehung mit dem allmächtigen Gott* (1.1). Sie ergibt sich aus dem, was Jesus für uns getan hat. Wieder wird, in einer gewissen Abgrenzung gegenüber dem Pietismus Hallescher Prägung, der in der Zinzendorf-Zeit von Bußkampf und Bekehrung mit Angabe von Orts- und Zeitbestimmung ausging, die Grundlage in dem, *was Jesus für uns getan hat* (1.2) beschrieben. Das Schema des Pietismus, in das alle hineinpassen sollten, die zum Glauben kommen wollten, wird abgelehnt. In dem Dissens in diesem zentralen Punkt muss man die manchen überraschende Frage, ob Zinzendorf Pietist war (DIETRICH MEYER), verstehen. Zinzendorfs Ansatz war nicht die Buße, sondern die göttliche Gnade. Insofern lag in der Botschaft Herrnhuts eine Befreiung. Gottes Handeln erhielt seinen ihm zustehenden Platz vor allen menschlichen Bemühungen – eigentlich nichts anderes als die reformatorische Botschaft. In der durch Jesus Christus geschenkten Gottesgemeinschaft erfahren Jünger und Jüngerinnen Jesu seine Führung (1.3), sind sie im Gebet mit Jesus im Kontakt (1.4) und folgen dem Vorbild Jesu (1.5).

Das zweite größere Kapitel widmet sich dem Thema *Als Christ leben*, um auf die Nachfolge im Sinne der *Mission als Lebensengagement* einzugehen (2.1), zu der Jesus jeden Christen und jede Christin beruft und die das ganze Leben erfüllt. Weisung ergibt sich aus der Bibel, deren Zentrum die Lehre vom Heil ist. Schon Zinzendorf hat sie *ganz als Gotteswort in ganz menschlicher Gestalt* verstanden (2.2). Der intellektuell redliche Umgang mit der Bibel hat ihn vor Gesetzlichkeit bewahrt und ihm eine lockere Art über die Bibel zu reden erhalten. Eine besondere Bedeutung hat für die Herrnhuter in der Gestaltung der Nachfolge *Lebenslauf und Jahreslauf* eingenommen (2.3). Das ist zu verbinden mit dem Leben in der Gemeinschaft, in der Zinzendorf die Feier als ein bewusstes Element zum Ausdruck von gemeinsamer Glaubenserfahrung sah. Das kleine Kapitel bietet eine kurze Übersicht über den Reichtum an Versammlungstypen. Das führt zum nächsten Abschnitt von dem *Leben in der Welt* mit der *Gestaltung des Zusammenlebens* (2.4). Es gibt keine Unterscheidung zwischen geistlichem und weltlichem Leben. Die Ordnung der Herrnhuter Gemeinwesen erfolgte unter Gottes Gebot, ohne die Fehler von Münster und Zwickau aus der Reformationszeit auch nur ansatzweise zu wiederholen. Krankheit und Tod, Krankenpflege und Gebet um Heilung, Sterben als Heimgehen, bilden den letzten Abschnitt im zweiten Kapitel (2.5). Heimgehen heisst in die Gemeinschaft der Triumphierenden eingehen. Der weiße Sarg ist der symbolische Hinweis auf die Hoffnung der Auferstehung, jener Farbe, die schon während des ganzen Lebens im weißgestrichenen „Saal“, wie die Herrnhuter ihren Gottesdienstraum nennen, den Weg in der Gemeinschaft mit Jesus begleitet hat.

Schließlich ein drittes Kapitel, das in independentistischen Kreisen besondere Aufmerksamkeit finden wird: *In der Gemeinde leben*. Nach der Beziehung zu Jesus und der Beziehung zur Welt sei dieses die dritte Blickrichtung in Zinzendorfs Leben gewesen. Für ihn war klar, dass der individuelle Glaube immer das Korrektiv der Gemeinschaft braucht. Dieses scheint auch in Herrnhut das in sich gespannteste Lebenskapitel gewesen zu sein, denn gerade in der christlichen Gemeinde sind manche Menschen in der Gefahr, ihrer Individualität Ausdruck zu verleihen anstatt sich in ihre Leibhaftigkeit einzufügen. Daneben ist der theologische Aspekt im volksgemeinschaftlichen Kontext von besonderem Interesse, dass nicht nur der einzelne Gläubige Gotteserfahrungen macht, sondern auch die gesamte Gemeinde. Es ist auffallend, dass Zinzendorf „nie ein theoretisches Idealbild der christlichen Gemeinde“ entwickelt hat (3.). Von Anfang an „überprüfte er seine Vorstellungen an der Realität. Er bemühte sich zwar ständig, die Gemeinde so zu gestalten, wie sie im Neuen Testament dargestellt ist. Dabei nahm er kreativ neue Ideen aus seiner eigenen Zeit auf, um auf die Bedürfnisse der Menschen einzugehen“ (S. 59f.).

Drei Aspekte fallen auf: (1) Wie er das pietistische Modell Buße-Bekehrung entkrampfte, so legte er sich gleichfalls nicht auf eine Engführung der „Gemeinde nach dem Neuen Testament“ fest und behielt die vorhandene breite biblische Grundlage für die Gestaltung der Gemeinde im Blick. (2) Bei der offenen Gestaltung eines Gemeindelebens nach den Grundsätzen des Neuen Testaments stieß er offensichtlich nicht auf die Frage der Taufe. Hier wären weitere Klärungen wünschenswert. Die Betonung des persönlichen Glaubens löst die Frage aus, ob die Taufe für Zinzendorf vielleicht gar nicht „heilsnotwendig“ war und sie darum konsequenterweise auch keine zentrale Rolle spielte. Weil die Lehre des Heils und nicht die Frage nach der Gemeinde im Mittelpunkt steht, erscheint die Frage der Gemeindebildung als Folge des Glaubens erst nachrangig, allerdings als notwendige Konsequenz, die diesen Aspekt des Lebens aus dem Glauben keineswegs überflüssig macht. Das ist bei der Verwirklichung des Gemeindelebens in der Form von Lebens- und Dorfgemeinschaften wie Herrnhut, Herrnhag, Bad Boll, Herrendyk und anderen Orten auch nicht überraschend. Im Gegenteil: Gerade im Leben und Dienst der Gemeinde entfaltet und bewahrt die Brüder-Unität seit Zinzendorf viel Kreativität. (3) Schließlich fällt auf, dass trotz einer starken Führerpersönlichkeit mit adligen Insignien und mit einem durchaus bischöflichen Format die Gemeinde den ihr gebührenden Platz gefunden hat. Das Charisma der Leitung und der Formierung von Gemeinde in einer ungewohnten Struktur, die bis in die Säle hinein durchaus stilvoll herrschaftlichen Glanz ausstrahlt und die gleichzeitig auf dem Boden reformatorischer Theologie entfaltet wird, muss nicht zwangsläufig in Kirchenhierarchie ausarten, die die Gemeinden sowie die Brüder und Schwestern entmündigt.

Dem grundlegenden Kapitel *Kein Christentum ohne Gemeinschaft* (3.1) mit dem reichen Schatz an „Ämtern“ folgt die Darlegung unter dem Thema *Das*

ganze Leben ist ein Gottesdienst (3.2) mit den besonderen Formen der Singstunden, der Abendmahlsfeier, der Erwähnung von *Gemeinhaus* und *Saal* mit dem bewussten Verzicht auf den Begriff *Gottesdienst*, weil dieser eben das ganze Leben umfasst. Der Abschnitt *Geistesgaben und „Salbung“* (3.3) hat auch in der internationalen Brüder-Unität durch die Entwicklung in Tschechien eine besondere Aktualität. Diese heute aktuelle Frage muss verbunden werden mit dem folgenden Abschnitt über *das Zusammenleben in der Gemeinde: Liebe und Kommunikation* (3.4). Da fällt wieder ein Satz ins Auge, der in einer freikirchlichen Ekklesiologie von zentraler Bedeutung ist: *Gott will nicht nur zu einzelnen sprechen, sondern zu Gemeinden* (S. 75). Mir scheint damit – wie schon oben – ein Aspekt angesprochen zu sein, der im Zeitalter eines übersteigerten Individualismus gerade in den freikirchlichen Ekklesiologien mehr Beachtung und in den Gemeinden mehr Einplanung in die Leitbilder verdient.

Seit Zinzendorfs Tagen stand die Brüdergemeinde vor der Frage: Kirchwerdung mit eigenen Gemeinen, ja oder nein? In dem Abschnitt über *Die Kirche und die Kirchen* (3.5) wird diese Frage abschließend behandelt. Sie ist nicht das zentrale Thema, das bleibt Gottes erlösendes Handeln am Kreuz, aber die ökumenische *Familie Gottes* ist den Herrnhutern immer eine unverzichtbare Konsequenz gewesen. Nur dadurch konnte Gott diese kleine Kirche gebrauchen, um die Mitte des Evangeliums zwischen von Aufklärung und Rationalismus geprägten Kirchen einerseits und der Erweckungsbewegung andererseits zu bewahren und sie dann den Kirchen zurückzugeben. Nachfolge ohne die Anerkennung anderer Glaubenspraxis in anderen Konfessionen und Denominationen würde jene Erfahrung untergraben, dass Gott allen kirchlichen Gemeinschaften etwas von der Fülle der Wahrheit anvertraut hat. Darum ist es zu kurz gegriffen, in anderen Konfessionen nur den einzelnen Gläubigen anzuerkennen und die Gemeinschaft, in der er seinen Glauben empfangen hat, ihn – manchmal selber leidend – lebt und gestaltet, in einer Weise abzulehnen und in Frage zu stellen, dass damit praktisch die eigene Denomination über die anderen gestellt wird. Das tut man praktisch, wenn man es ablehnt, mit ihnen gemeinsame Gottesdienste zu feiern, wie wir es jetzt von Seiten der Orthodoxen erleben. Zinzendorfs Tropenlehre hat ihm solche Spaltungen des verborgenen Leibes Christi verboten. Das bedeutete für ihn nicht, dass er anderen Kirchengestaltungen unkritisch gegenüber gestanden hätte und er nicht auch zur Kritik bereit gewesen wäre. Aber es war keine Kritik von einem höheren Standort aus, sondern Kritik in der Gemeinschaft der Nachfolge Christi auf Augenhöhe in dem Bewusstsein, dass unser aller Erkenntnis immer Stückwerk ist und bleibt.

MARTIN THEILE hat der Brüdergemeinde und ihren ökumenischen Freunden eine schöne Arbeit über *zentrale brüderische Themen der Theologie in Geschichte und Gegenwart* geschenkt. Jedes Glied der Gemeinschaft lernt verstehen, warum die Herrnhuter *Offen und verbindlich* sind. In dieser scheinbaren Spannung hat der Autor das Profil auf der Grundlage der reichen Erfahrung Zinzendorfs geschickt zusammengefasst. Offenheit und Verbindlichkeit schlie-

ßen sich eben nicht aus, wenn der vertrauensvolle Glaube als gelebte Wirklichkeit die Gemeinde trägt. Ich wünschte mir, auch andere Freikirchen, deren theologische Publikationen überwiegend um ihr besonderes „Pfund“ kreisen, würden eine ähnliche kleine Dogmatik schreiben, in der sie ihr jeweiliges Gesamtprofil dem ökumenisch Interessierten vorstellen.

Pastor Karl Heinz Voigt (EmK)
Touler Straße 1c
28211 Bremen

MILENKO ANDJELIC: Christlicher Glaube als prophetische Religion. Walter Rauschenbusch und Reinhold Niebuhr, Frankfurt: Peter Lang 1998 (zugl. Heidelberg Univ. Diss. 1996), Pb., 213 S.; ISBN 3-631-33576-8, € 38,-

Der Dozent für Systematische Theologie am Theologischen Seminar der Baptisten in Novi Sad, MILENKO ANDJELIC, hat im Jahre 1996 eine Dissertation an der Universität in Heidelberg eingereicht, die sich mit den deutschstämmigen amerikanischen Theologen WALTER RAUSCHENBUSCH und REINHOLD NIEBUHR beschäftigt. Veröffentlicht wurde sie 1998 als dritter Band in der im Verlag Peter Lang erscheinenden Reihe Internationale Theologie, herausgegeben von JÜRGEN MOLTSMANN, WILLIAM SCHWEIKER und MICHAEL WELKER. Dass ANDJELIC in der systematischen Theologie bei Prof. Dr. Dr. MICHAEL WELKER promoviert hat, ist aus dem Buch nicht zur erfahren und musste vom Rezensenten bei der Universität Heidelberg erfragt werden.

ANDJELICs Arbeit umfasst gut 200 Seiten und enthält ein ausführliches Literaturverzeichnis mit einer Bibliographie der Werke Rauschenbuschs und Niebuhrs, die er jeweils nach Büchern und Aufsätzen sortiert. Das sorgt in der Bibliographie der Werke für eine gute Übersicht. Im Verzeichnis der übrigen Literatur wirkt die Aufteilung in Bücher und Aufsätze jedoch hinderlich, da man Titel nach Autoren und nicht nach der Art der Veröffentlichung sucht.

Der Verfasser hat sich entschlossen, englische Zitate grundsätzlich unübersetzt zu lassen, sicher auch aus Platzgründen. Das erschwert das Lesen, zumal viele Sätze aus dem Deutschen unmittelbar in die englische Sprache übergehen. Der Leserkreis wird daher eher in den wissenschaftlich interessierten Kreisen zu suchen sein. Das Lesevergnügen wird leider durch etliche Fehler getrübt, die den Sinn z. T. offen lassen (z. B. zweiter Absatz S. 92) und durch sorgfältiges Korrekturlesen vermeidbar gewesen wären. Sicher ist hier weniger dem serbischen Autor als vielmehr seinen deutschen Korrektoren ein Vorwurf zu machen.

Folgendermaßen geht ANDJELIC vor: Im *ersten Kapitel*, der 22-seitigen „Einleitung“, formuliert er deutlich seine Forschungsthese, beschreibt sein Vorhaben, gibt Einblick in den Forschungsstand und führt in die Geschichte des „Social Gospel“ ein. Im *zweiten Kapitel* (68 Seiten) wird das Werk Walter Rauschenbuschs, im *dritten Kapitel* (81 Seiten) das Werk Reinhold Niebuhrs vorgestellt, im *vierten Kapitel* (14 Seiten) beide Konzepte verglichen und zum Schluss eine *Zusammenfassung* des Ergebnisses (4 Seiten) geboten.

Die Darstellungen im zweiten und dritten Kapitel beginnen jeweils mit einer biographischen Einführung in das Leben der Theologen, die den persönlichen und gesellschaftlichen Hintergrund der besonderen Verhältnisbestimmung von christlichem Glauben und der gesellschaftlichen Welt anschaulich werden lassen. Mit Neugier nimmt man dieses Hintergrundwissen entgegen. Sowohl Rauschenbusch (1861-1918) wie auch Niebuhr (1892-1971) sind deutscher Abstammung und wachsen in einer von deutscher Kultur und Sprache geprägten Umgebung auf. Beide werden nach ihrem Studium Pastoren sogenannter „deutsch-amerikanischer“ Gemeinden, Rauschenbusch in einer Baptistengemeinde in New York mit 125 Mitgliedern und Niebuhr in einer „Evangelical Church“ in Detroit, die mit wachsender Industrialisierung innerhalb des 13-jährigen Dienstes Niebuhrs von 100 auf 700 Mitglieder anschwillt. In ihrem pastoralen Dienst waren sie mit den sozialen Problemen konfrontiert, welche die Industrialisierung nach sich zog. Aber auch die Erfahrungen der Weltkriege und die Rassenprobleme gehören zum sozialgeschichtlichen Hintergrund ihrer Analysen. Sicher ist es gerade dieser pastorale Dienst, welcher ihnen eine abgehobene Sozialethik fernab der tatsächlichen Probleme verwehrt.

Die Darstellung des theologischen Werkes von Rauschenbusch und Niebuhr ist jeweils in zwei Abschnitte gegliedert, die sich zum einen mit den sozialetischen Problemen und Lösungsansätzen und zum anderen mit der „prophetischen Religion“, d. h. mit der theologischen Begründung ihrer Gedanken befasst. Diesen Abschnitt hat ANDJELIC für beide Theologen nahezu identisch aufgebaut, was den späteren Vergleich ermöglicht. Es wird „Gerechtigkeit und Liebe“, das „Gottesverständnis“, „Sündenlehre“ und die „Erlösung und Eschatologie“ dargestellt. Bei Rauschenbusch gibt es noch zusätzlich einen Abschnitt zum Thema „Moral“. Die Zusammenfassungen am Ende der beiden Kapitel helfen, den Überblick zu behalten, und bereiten das Gesamtergebnis vor.

ANDJELIC geht es darum, die sozialetischen Konzepte Walter Rauschenbuschs und Reinhold Niebuhrs zunächst als eng zusammenhängend und sodann als eigene Richtung innerhalb der Social-Gospel-Bewegung zu erweisen. Anders als in den fünf bisher erschienenen Vergleichen Rauschenbuschs und Niebuhrs (an ausschließlichen Niebuhrstudien wird die Zahl 162 angegeben) findet ANDJELIC ihre Gemeinsamkeit im theologischen Rückgriff auf die „prophetische Religion“. Während die „Social-Gospel-Bewegung“ ansonsten vornehmlich auf die Reich-Gottes-Botschaft und -Ethik Jesu zurückgriff, gehen Rauschenbusch und Niebuhr noch weiter zurück in die prophetische Tradition

des Alten Testaments. Diese Quelle ihrer Sozialethik bietet ihnen die Möglichkeit, die Relevanz des christlichen Glaubens für alle Lebensbereiche zu reklamieren und insbesondere dem frommen Individualismus der Erweckungsbewegung die soziale und damit kollektiv-gesellschaftliche Dimension des Glaubens biblisch fundiert entgegenzusetzen. ANDJELIC kann überzeugend darlegen, dass Niebuhr diese „theologische Methode“ von Rauschenbusch übernommen und ein von dessen theologischen Denken geprägtes Konzept vorgelegt hat.

Gerne hätte man etwa in einem Vor- oder Nachwort von dem Serben ANDJELIC angesichts der politischen und sozialen Wirren in seinem Land zur Zeit der Ausarbeitung noch etwas zu dem Anlass oder dem persönlichen Interesse am Thema dieser Arbeit erfahren. Weil ANDJELIC die Theologie zweier Theologen im Kontext ihrer Biographie und Zeit versteht, hätte sich eine Verortung für seine eigene Arbeit angeboten, um die Relevanz der Theologie von Rauschenbusch und Niebuhr für die Gegenwart und Zukunft zu unterstreichen. Das Verdienst ANDJELICS ist es, dass er die breite biblisch-theologische Basis der theologischen Konzepte Rauschenbuschs und Niebuhrs herausgearbeitet und die theologiegeschichtliche Bedeutung des baptistischen Theologen Walter Rauschenbusch für das theologische Werk Reinhold Niebuhrs nachgewiesen hat.

Pastor Dr. Tilman Schreiber (BEFG)
Pillauer Straße 117
22047 Hamburg